

Daniel Ihly

Autor(en): **Hablützel, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1909)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572412>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Glaube an sie in ein weites Publikum gedrungen ist und die Lehranstalten, wenigstens die für praktische Karrieren vorbereitenden Institute ernstlich mit ihr rechnen, sie als Lehrfach in ihr Programm aufnehmen. Sie ist also auf dem besten Wege, wenn nicht „die“, so doch „eine der“ Weltsprachen zu werden. Im Laufe ihrer Berührung und Verbindung mit dem praktischen Leben sind aber begreiflicherweise Schwächen zutage getreten, wie sie bei so manchem andern technischen Kunstwerk der Theorie verborgen bleiben und durch die Anwendung und nur durch diese in Erfahrung gebracht werden können.

Sie sind dem Hersteller nicht entgangen; aber als er Hand an sie legen wollte, hielten ihn seine Jünger entschrieben und mit Erfolg davon ab. Hieß es nicht alles in der Praxis gewonnene Terrain aufs Spiel setzen, wenn man nun, da das Instrument zu arbeiten begonnen, neuerdings in seinen Organismus eingriff? Später vielleicht, wenn es einmal seinen Kurs hätte und im Prinzip so eingelebt wäre, daß es nicht mehr um Sein oder Nichtsein ginge, dann könnten eventuell Reformen zu wagen und am Plage sein. Der Einwand ist plausibel genug.

Aber die Freude an diesem schöpferischem Sprachstudium hatte schon zu weite Kreise gezogen, das Problem der Entwicklung, des Weiterstehens, da, wo der Meister für einmal Halt gemacht, zu viele gereizt. Und so ist denn der „fortschrittliche“ Flügel der Esperantisten unter Couturat der Meinung, daß eine sofortige Verwirklichung sicherer Erkenntnisse in der Richtung der Verbesserung die Werbekraft der Kunstsprache so bedeutend erhöhen würde, daß eine aus den Aenderungen für den Augenblick sich ergebende Hemmung dagegen nicht in Betracht fallen könne. Diese Minorität ist heute bereits im Fall, Grammatik und Wörterbuch des neuen Idioms fertig vorzulegen. Sie bezeichnen es als „wohlklingend, international verständlich, leicht sprechbar und logisch gebaut und deshalb leicht erlernbar, was für seine rasche und allgemeine Ausbreitung von ausschlaggebender Bedeutung sei“.

Ob nun der Gegensatz, der sich da gebildet, der Weltsprache als solcher verhängnisvoll werde, vielleicht gar den Anfang vom Ende bedeute, wird von der großen Masse in der Mitte zwischen diesen beiden Flügeln abhängen. Sie setzt sich aus allen jenen Anhängern des Esperanto zusammen, „die zwar der vernünftigen Einsicht Raum geben, daß es wirklich verbesserungsfähig und auch verbesserungsbedürftig ist, die aber trotzdem der neuen Mundart sich nicht einfach anschließen wollen, und zwar einerseits deshalb nicht, um eine Spannung zu vermeiden, andererseits auch deshalb nicht, weil sie nicht mit allen Abänderungen der neuen Mundart einverstanden sind. Diese in der Mitte stehenden Esperantisten bilden aber keine einheitliche Mittelpartei; sie zerfallen vielmehr in eine Anzahl Schattierungen, die mehr oder weniger dem konservativen oder dem progressivistischen Flügel zuneigen. Diese Uneinigkeit, sowie der Umstand, daß diesen

zur Vermittlung berufenen Parteien eben deshalb kein fertig gestelltes vermittelndes Sprachmuster, über das man debattieren und beschließen könnte, vorliegt, schwächt ihren Einfluß und macht sie zum Vermittlungswerk wenigstens vorläufig unfähig.“ Also hier die „Orthodoxen“, welche die neue Mundart als ganz außerhalb des Esperanto stehenden, ganz anderweitigen Veruch zu einer Weltsprache wie so viele andere behandeln, seine Träger als Kezer brandmarken und aus der Gemeinde ausschließen — da die Modernisten, deren Ueberzeugung von der alleinigen Tüchtigkeit ihrer Sprache zu solcher Behemung zu erwachsen droht, daß die Neigung zum Parlamentieren mit den Mittelparteien zusehends schwindet. Und dazu kommen nun noch Gegensätze geschäftlicher Interessen und persönliche Egoismen, wie es denn zu verwundern wäre, wenn diese Zukunftsmusik die einzige Ausnahme machen und am Kapitel des Menschlichen, Muzumenschlichen keinen Teil haben sollte.

Der Autor geht nun an die Begründung der Notwendigkeit einer Reform. Er wirft der Zamenhoffschen Schöpfung in ihrem jetzigen Zustand ein ungeeignetes, weil bei aller theoretischen Plausibilität unpraktisches Alphabet, Verstoßen gegen den Wohlklang, Schwierigkeiten der Aussprache und ungenügende Internationalität des Vortrages vor und fügt zu den betreffenden Vorzügen der Neuerung den Hinweis auf die große Erleichterung durch die leichte und sichere Ableitung aller Wörter einer Familie von je einer Wurzel, die allein zu lernen und zu merken ist. Von einem Kongreß kann Pfandbrief keine Rettung aus diesen Wirralen erwarten. Dem einlässlich diskutierten Problem der allmählichen Umwandlung vermag er bloß die Aussicht auf Fortdauer des Streites abzugewinnen. Eine neue Sprache muß als Ganzes geprüft werden. Sie muß fix und fertig sein vor der Einführung und Erprobung. Es würde zum Chaos führen, wollten die Journale die Anzahl Einzelverbesserungen, die da und dort auftauchen, zum Abdruck bringen. Nur solche Sprachen sollen sie zulassen dürfen, die in Grammatik und Wörterbuch abgeschlossen vorliegen. Zwischen den fertigen Mustern aber soll frische, freie Konkurrenz gelten. Dann wird auch ohne die fehlende Autorität das Beste, indem es sich auf die Dauer bewährt, durchdringen und endgültig herrschen. „In den Lauten dieser Sprache,“ so schließt der zukunftsfrohe Autor, „möge dann in allen Teilen der Welt das Lob derjenigen erklingen, die dieselbe erfunden, verbessert und ihre Ausbreitung durch einträchtiges Zusammenarbeiten erwirkt haben!“

Wir haben es nicht gewagt die malerischen Beispiele, mit denen argumentiert wird, zu wiederholen. Wir hielten es aber für angemessen, diesen kurzen Blick auf den Stand der Frage mit unsern Lesern zu teilen, damit sie ihre Urgebäude leichter zu zügelten, zuzuwarten vermöchten, bis die Idealsprache, das Esperanto letzter Instanz, fix und fertig dem Gebrauch übergeben wird.

E. Z.

Daniel Jhly.

Nachdruck verboten.

Mit dem Bildnis des Künstlers, zwei Kunstbelegungen und zwölf Reproduktionen im Texte*).

Im Jahre 1903 hat „Die Schweiz“ im Anschluß an eine Sonderausstellung des Malers in der Winterthurer Kunsthalle die beiden Bilder „Sandgewinner in der Arve“ und „Der alte Bahnhof von La Chaux-de-Fonds“ wiedergegeben und mit ein paar Worten auf den begabten Welschen hingewiesen**). Es ist in doppelter Hinsicht zu begrüßen, wenn uns heute die Individualität Jhly's in größerer Vollkommenheit vor Augen geführt wird und wir an zahlreichern Reproduktionen seiner

* Die photographischen Aufnahmen zu unsern Reproduktionen stammen sämtlich aus dem photographischen Atelier von Hermann Linder in Winterthur.

** Vgl. „Die Schweiz“ VII 1903, 252 ff.

Arbeiten den schlichten Mann in der bescheidenen Klausur bei St. Georges, den Maler mit dem poetischen Gemüte näher kennen lernen. In doppelter Hinsicht, weil damit uns Deutschschweizern die intimere Kenntnis eines Vertreters der welschen Kunst — wenn dieser Ausdruck überhaupt erlaubt ist — vermittelt wird.

Daniel Jhly ist im Jahre 1854 zu Genf geboren; doch es beanspruchen ihn, nach einer welschen Zeitung zu schließen, auch die Neuenburger für sich. Ueber seine Karriere ist nicht viel bekannt; der Künstler spricht nur von seiner Kunst. Er war Schüler von Barthélemy Menn in Genf, dem Schüler von Ingres, lebte dann



Bei der Abfahrt (Genfersee).
Nach dem Gemälde von Daniel Ihly, Genf.
Phot. S. Lind, Winterthur.

lange Jahre in Paris und hielt sich auch in London, Florenz und St. Etienne auf; am letztern Orte wurde er schon 1887 mit einer goldenen Medaille ausgezeichnet. Ich lernte ihn 1895 bei den Vorarbeiten für die schweizerische Landesausstellung zu Genf kennen. Mit Hodler, Bieler und Dufaur hatte er vom Zentralkomitee den Auftrag erhalten, die Wandfüllungen der Kunsthalle dieser Ausstellung mit Fresken zu bemalen. Wenn nun auch das Fresko nicht gerade Jhlys Genre ist, so waren doch seine künstlerischen Beiträge bemerkenswert; sie sind in der illustrierten Ausstellungszeitung reproduziert. Hodler umgekehrt war ganz in seinem Elemente. Das Komitee hatte den Künstlern große Mannschafszimmer in der unbenutzten Kavalleriekaserne an den Ufern der Arve als Ateliers zur Verfügung gestellt. Es darf als Kuriosum mitgeteilt werden, daß nach Schluß der Ausstellung eine Versteigerung dieser «Panneaux décoratifs» stattfand, bei der Figuren von Jhly zwischen 70 und 80 Fr., diejenigen von Hodler zwischen 80 und 120 Fr. galten. Vor einigen Jahren wurden dieselben Hodler zu 10,000 Fr. gewertet! Jhly lächelte nicht dasselbe Glück. Er ist der Maler der Landschaft, des Stilllebens und des Genres geblieben und hat auf seinem Gebiete allerdings auch hohe Anerkennung gefunden. Im Jahre 1900 erhielt er auf der internationalen Weltausstellung zu Paris eine Ehrenmedaille, und seine Arbeiten fanden namentlich auch Anerkennung im eigenen Lande, bei den eidgenössischen Kunstkommissionen und den Museen. Mehrere Male hat der Bund Bilder von Jhly angekauft; es erwarben von seinen Werken der Staat Genf und Freiburg, sowie die Kunstvereine von Genf, Freiburg, Neuenburg, Chaux-de-Fonds und Yverdon. Aus Bundessubventionsgeld hat ferner der Kunstverein Schaffhausen eine interessante Arbeit des Künstlers seiner Sammlung einverleibt.

In der Nähe des Genfer Friedhofs, auf der stillen Höhe von St. Georges hat sich Jhly ein bescheidenes Atelier gebaut, das ihm als Refugium bei schlechtem Wetter und als Herberge dient. Denn wenn es die Witterung nur einigermaßen erlaubt, weilt er im Freien. Der Besucher braucht nur die Landschaft da abzusuchen, wo sie vom schönsten Sonnenlichte bestrahlt wird, so wird er bald den typischen Schirm des Malers entdecken und diesen selbst an der Staffelei arbeiten sehen. Und darin liegt eben das Geheimnis der poetischen Stimmung, die allen Landschaften Jhlys eigen ist: sie sind alle an Ort und Stelle entstanden, an Ort und Stelle fertig geworden, eine momentane Stimmung hat sich in ihnen ausgelöst. Jhly liebt die sonnige Landschaft, den duftigen Morgen, den heißen Nachmittag oder den stillen Abend. Wenn sich die Wolken zu einem Gewitter zusammenballen, zieht er sich in seine Klause zurück, und es ist charakteristisch, daß das Gewitter für seine zahllosen Landschaften meines Wissens nicht ein einziges Mal das Motiv geliefert hat, wohl aber die Natur vor und nach einem solchen.



Daniel Jhly.

Im Winter fesselt ihn die glitzernde Schneedecke. Da packt er seine sieben Sachen zusammen und zieht hinauf in die welschen Berge, in den Neuenburger Jura, dessen Winterlandschaft er die unendlichen Schönheiten ablauscht. Er besucht die Dörfer und studiert die Jugend beim Schlitteln, den Bauer in seinem Heim, den räsionierenden Bürger im Wirtshaus. Oder er bringt ins Atelier des Uhrmachers, stattet dem Dorfschmied seinen Besuch ab und überrascht uns mit lebhaft empfundenen stimmungsvollen Interieurs (s. S. 90 f.). Namentlich auch im Stillleben ist Jhly ein Meister; seine Stillleben verraten alle ein liebevolles Studium: die Seele der Gegenstände löst sich vom Bilde, sodaß man immer gerne wieder dazu zurückkehrt. Unter seinen Studien der Menschen, bei denen er einkehrt und die sein Pinsel festhält, sind Szenen von rauher Einfachheit, die zum Nachdenken Anlaß geben. Nicht in den Salons und in glänzenden Gesellschaften holt Jhly seine Stütze, er ist vielmehr der Schilderer des schlichten Milieus und der Armut, er, der ja stets mit Lebensorgen kämpfen mußte und heute noch kämpfen muß.

Auf die Individualität Jhlys habe ich 1903 schon hingewiesen. Der Maler ist sich während seiner ganzen Schaffensperiode treu geblieben. Ohne dem neuen Zuge in der Malerei fern zu stehen, hat er darauf verzichtet, nach gewissen Tageserfolgen seine Malweise zu bestimmen, wie das so viele heute tun, und es ist nicht unmöglich, daß das vorübergehend seinen materiellen Erfolgen Eintrag tat. Ein Blick auf die verschiedenen Bilderreproduktionen der vorliegenden Nummer der „Schweiz“ wird sofort erkennen lassen, daß Jhly nicht Vergängliches geschaffen hat. Ueber all seinen Landschaften weht der Hauch der Poesie, den keine Strömungen, keine Moden verdrängen werden, und weil Daniel Jhly andererseits nie ein konventioneller Maler gewesen ist, sondern gleich von Anfang an seine eigenen Wege ging, weil er nicht bloß kopierte, sondern komponierte, weil er wahr beobachtete und ehrlich wiedergab und weil er, obwohl Realist, als echter Maler auch in der einfachsten Realität ein Ideal sucht, so nimmt er auch heute noch eine ehrenvolle Stellung ein.

Da der Zweck dieser Zeilen zunächst die Einführung eines in der deutschen Schweiz weniger als im Welschland und in Frankreich bekannten Künstlers ist, ist es kaum meine Aufgabe, die einzelnen Bilder dieser Jhly-Nummer eingehend zu besprechen. Die dem Maler nachgerühmten Eigenschaften werden sich überall leicht erkennen lassen, sei es, daß uns das Bild an die Ufer der Rhone oder Marne führt oder auf ein blühendes Kornfeld, in den blütenstrogenden Frühling oder in die frische Winterlandschaft. Man erkennt die Individualität Jhlys ebenso gut an diesen Landschaften wie an dem Jhly des Korbfllechterwagens (s. S. 89), am Innern der Dorfschmiede (s. S. 91) und an den wenigen Bildnissen, was alles eine so treffliche Wiedergabe gefunden hat. Der Leser wird die Qualitäten dieser Bil-



Von der Zerstörung Messinas. Das Haus an der Via Porta Imperiale, in welchem die Verfasserin unseres Briefes in der Unglücksnacht weilte; davor ihr Gatte. — Phot. Savasta, Catania.

der von selbst herausfinden und zumal aus den beiden Kunstbeilagen einerseits das Kompositionstalent, anderseits den Zauber der Poesie in ganz besonderer Weise

herausfühlen. Ist dies der Fall, so ist auch der Zweck meiner paar einführenden Worte erfüllt.

Dr. Albert Hablützel, Winterthur.

Die Zerstörung von Messina.

Nachdruck verboten.

Nach dem Briefe einer Geretteten.

Autorisierte Uebersetzung des italienischen Originalbriefes von Bianca Flury-Mencini, Catania, durch Milly Spinner, Zürich. Mit vier Abbildungen *).

Ein einzigartiges Dokument von der furchtbaren Katastrophe in Süditalien bedeutet dieser Brief. Eine junge italienische Schriftstellerin, Bianca Flury-Mencini, die Gattin des Professors der deutschen Sprache zu Catania, die alles Entgegen des Erdbebens miterlebte, hat ihn zwei Tage nach ihrer Rettung geschrieben. Der Brief ist an eine Freundin in Florenz gerichtet; er ist ein Meisterwerk in seiner Art und verdient es, geradezu neben die berühmten zwei Episteln des jüngern Plinius gestellt zu werden. Nur daß Plinius von dem Ausbruch des Vesuv mit der rhetorischen Kraft und der fein abgemessenen Kunst eines Schriftstellers erzählt, der ein Ereignis aus der lebendigen Erinnerung heraus neu gestaltet. Der Brief der modernen Italienerin ist fast unmittelbar aus dem Ereignis selbst herausgewachsen, und in den leidenschaftlich, in einer mühsam gehaltenen Sprache hingeworfenen Sätzen vibriert noch die ganze Erschütterung des grauenvollen Erlebens. Ann. d. Ned.

* * *

Am 26. Dezember fuhr ich nach Messina, um eine befreundete Familie Levi zu besuchen. Am 27. besichtigten wir die herrliche Stadt. Gegen Abend trat ein heftiges Gewitter ein, und wir kehrten nach Hause zurück; hier fühlte sich Frau Gina Levi plötzlich unwohl. Der Arzt wurde gerufen; wir waren alle bei ihr, um ihr beizustehen und sie zu beruhigen in ihren nervösen Anfällen. Schließlich begaben wir uns zu Bett. Plötzlich wurde ich, die ich neben Frau Levi lag, von einem starken Alpdrücken befallen, das einige Minuten dauerte; dann schlief ich wieder ein, erwachte wieder, wurde aufgeregt, schrie. Endlich nach einem unruhigen Schlummer erwachte ich wieder. Alle waren schon auf den Beinen und mit der Kranken beschäftigt. Eine geheimnisvolle Kraft warf mich aus dem Bett. Ich ergriff ein Kleidungsstück und zog es in Eile an. Frau Levi sagte mir:

„Ziehen Sie Schuhe und Strümpfe an!“ Ich setzte mich aufs Bett und tat es. Schon hörte man auf der Straße die Glöcklein der Ziegen klingeln. Das Zimmermädchen öffnete das Fenster und verlangte Milch. In diesem Momente fühlte ich mich von einem Schwindelanfall und starker Uebelkeit erfaßt, und das Mädchen reichte mir eine Tasse Kaffee. Ich begab mich ins Zimmer, wo Gina litt, und nahm den Kaffee ein. Beim letzten Schluck fühlte ich mich vom Boden bis zur Decke gehoben: die Decke senkte sich, das Bett hob sich, und das entsetzliche Erdbeben begann. Wir wurden einige Augenblicke nach oben geschleudert; dann nahm der Stoß eine andere Richtung an und warf die Kranke aus dem Bett, erschütterte die Mauer, und nun kam der Zusammensturz. Ich hörte etwas wie das Zerfehen von Papier, wie das Knistern von plötzlich auflodernden Gegenständen und schrie — ein infernales Getöse und entsetzlicher Lärm: das waren die Balkone, die hinunterfielen, die Türme, die Kamine, die zerbröckelten. Und das Erdbeben setzte sich fort. Ich erinnere mich sehr gut, daß ich meine Tasse noch in der Hand hielt und vergeblich versuchte, sie auf den Waschtisch zu stellen. Ich dachte: „Jetzt öffne ich die Balkontüre!“ Ich konnte es nicht; über meinem Kopfe öffnete sich das Gewölbe. Ich begann die Fenster aufzustößen; sie öffneten sich nicht mehr. Ich glaubte zu ersticken; denn ein dicker Staub erhob sich und verhinderte das Atmen. Endlich fand ich die Türe. Hinter mir waren die Levi mit einem Mädchen, Melina, die oft Tage und Nächte bei Levis verbrachte. Rechts war früher ein Balkon; die Treppe und der andere Flügel des Hauses waren eingestürzt. Wir sprangen alle hinunter aus dem ersten Stockwerk; die Trümmer verminderten die Höhe des Sprunges. Ich stürzte beim Sprung; es war neblig, alles weiß ringsum, nichts mehr zu sehen; Lärm und Geheul der Sterbenden vernahm man. Geschrei! Wer schrie? Wir sahen nichts. War der Himmel eingestürzt oder was war es? Der Mund war zusammengepreßt in einem Krampf von Todesangst. Ich lief: wohin? Vielleicht lief ich nicht selber,

*) Die noch nicht veröffentlichten photographischen Aufnahmen wurden uns von Herrn Savasta in Catania gütigst zur Reproduktion überlassen. M. d. N.